Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 48

Artikel: Erinnerungen eines alten Mechanikers [Fortsetzung]
Autor: Riggenbach, Niklaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649838

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen eines alten Mechanikers

SELBSTBIOGRAPHIE VON NIKLAUS RIGGENBACH

erschienen im Verlag Gute Schriften, Basel

10. Fortsetzung

Während wir miteinander berieten, an wen man sich wohl in der Angelegenheit noch wenden könnte, klopfte es an der Türe, und herein trat der Briefträger. Der erste Brief, den ich öffnete, war ein Schreiben des mir befreundeten grossen Bauunternehmers Montagnier aus Paris, worin er mich bat, ihm einen tüchtigen Ingenieur zu schicken. Es handle sich um eine Unternehmung in Spanien, nämlich um den Bau einer grossartigen Brücke mit pneumatischer Fundierung der Pfeiler. Das Material sei bereits auf dem Platz, ebenso eine Anzahl guter Arbeiter; dagegen stehe ihm augenblicklich ein mit solchen Arbeiten vertrauter, tüchtiger Ingenieur nicht zur Verfügung. Er wisse, dass ich immer zuverlässige junge Männer an der Hand habe, und so möge ich einen derselben auswählen, den ich für fähig erachte, die Oberleitung der genannten Unternehmung zu übernehmen und ihn direkt nach Spanien senden, wohin er ihm dann von Paris aus die nötigen Instruktionen schicken werde.

In diesem Brief erkannte ich mit eigentlicher Rührung eine herrliche Fügung Gottes, und der junge L., welchem ich das Schriftstück mit den Worten „hier ist Ihre Stelle" übergab, war ebenfalls ganz erschüttert und dankte mir aufs herzlichste für mein Zutrauen.

Einige Tage später reiste er nach Spanien ab. Er besorgte die schwierige Arbeit zu solcher Zufriedenheit seines Chefs, dass dieser, obleich er ihn noch nie gesehen hatte, ihn sofort nach Vollendung jener spanischen Brücke nach Paris berief als ersten Konstrukteur seines Zentralbureaus. In dieser Stellung bewährte sich L. so gut, dass Herr Montagnier nicht „nein" sagen konnte, als der junge Schweizer ihn im Laufe der Jahre um die Hand seiner liebenswürdigen Schwägerin bat. Leider hat das so begründete Glück L.'s nicht lange gedauert; zum grossen Schmerze der Seinigen und seiner zahlreichen Freunde ist der treffliche junge Mann frühzeitig mitten aus einem schönen Leben in die Ewigkeit abberufen worden.

8. Die Reise nach Ostindien.

Nachdem ich in dem vorhergehenden Abschnitte die Entstehungsgeschichte des Bergbahnsystems und der Internationalen Gesellschaft für Bergbahnen, sowie die Geschichte der selbständigen Verwirklichung und Verwertung meiner Erfindung geschildert, möchte ich den freundlichen Leser bitten, mit mir noch einmal auf den Punkt zurückzukehren, wo nach dem Hereinbrechen der allgemeinen Krisis der siebziger Jahre eine Wendung in dem bisher blühenden Geschäftsbetrieb der Bergbahngesellschaft eingetreten und ich in die Lage gekommen war, eine für meine alten Tage nicht unbeschwerliche Geschäftsreise nach Ostindien zu unternehmen.

Die Reiseroute führte mich über Brindisi, Alexandrien, Suez, Aden, Insel Ceylon nach Madras, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements.

Zeitungsnachrichten hatten schon meine Ankunft gemeldet und daran die Bemerkung geknüpft, ich werde ohne Zweifel die „Vereinigung der Pflanzer" in ihren Zwistigkeiten gegen die Verwaltungsbehörden der Präsidentschaft unterstützen, um den Bau der Bahn zu sichern, und was dergleichen mir nicht sehr angenehme Bemerkungen mehr waren. Ich liess mich deshalb sofort beim Gouverneur der Präsidentschaft, dem Herzog von Buckingham und Chandos, melden, dem ich sagte, dass es mir nicht einfalle, mich in jene Angelegenheiten zu mischen, und dass ich in keinerlei Beziehung zu den von den Zeitungen veröffentlichten Artikeln stehe. Ich sei ein einfacher Mechaniker und würde, falls der Herzog mir seinen Beistand nicht gewähren wolle, sofort wieder die Rückreise antreten. Der Herzog nahm mich aufs freundlichste auf, ermunterte mich, einstweilen an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, wozu er mir einen Begleiter mitgab, und versprach mir, sich später persönlich nach dem Stand meiner Arbeiten erkundigen zu wollen.

Ich fuhr also in Begleitung des Majors Morant mit der Eisenbahn von Madras bis nach Mettapolium (Mutapalam) an den Fuss des Gebirges. Die Reise dauerte einen Tag und eine Nacht. Von der Bahn aus sah ich in den Feldern der ebenen Strecke unzählige, ganz sonderbar aussehende Gegenstände aufgestellt, Tiere mit Menschenköpfen und Menschen mit Tierköpfen, mit acht bis zehn Armen und allen möglichen Fratzen. Diese seltsamen Gestalten sind die Götzenbilder der Inder, welche sie auf dem Markte wie andere Waren kaufen und dann zu Hause und auf ihren sonstigen Besitztümern aufstellen. Erhört der Götze ihre Bitten nicht und gehen ihre Wünsche nicht in Erfüllung, so schlagen sie ihn einfach zusammen und kaufen sich bei nächster Gelegenheit einen andern weniger eigensinnigen.

Sogleich nach meiner Ankunft wurden die Planters und Settlers, welche bei dem Bau der Bahn beteiligt waren, telegraphisch zu einer Versammlung nach Ootacamand, dem eigentlichen Hauptorte des Distriktes der Nilgheries, zusammenberufen. Es war dies am 16. März 1880. In einem längern, vielleicht nicht ganz fehlerfreien englischen Speech erklärte ich ihnen die Art, wie ich vorzugehen gedenke, welche Spurweite und Kurven ich der Bahn zu geben beabsichtige, und welche Leistungsfähigkeit die Bahn haben werde. Auch konnte ich gleich mitteilen, dass der Herzog dem Unternehmen seinen Beistand leihen werde. Nachdem die Versammlung den Ausführungen über mein System ihre Zustimmung erteilt, erklärte ich mich bereit, die Vorstudien für das Tracé zu beginnen; die Pflanzer legten ohne weiteres 300 Pfund Sterling (7500 Fr.) für meine Arbeiten, Pläne usw. zusammen, und damit waren meine Auslagen gedeckt.

Ich begann nun meine Arbeiten, die mich mehrere Monate in Indien festhielten, zuerst in Coonoor behufs Feststellung des Tracés. Coonoor ist die zweitgrösste Stadt der Nilgheries. Bis dahin sollte zunächst von Mettapolium aus die Bergbahn gehen. Eine Anzahl Hindus, Coolies usw., unter Führung eines englisch sprechenden Brahminen, waren mir behilflich, und als ständige, wenn auch unbesoldete Begleiter schwangen sich Affen und Papageien von Baum zu Baum, die neugierig unser Tun beobachteten und mit kritischem Blick von den technischen Fortschritten

Corsets L. Müller, Bern Spitalgasse 14, 3. Stock Telephon 3 20 55

Europas Notiz nahmen. Ich arbeitete da in der grössten Hitze tagtäglich am Berge mit zwölf Coolies; sechs davon waren mit dem Beseitigen der Jungles (Gebüsch) beschäftigt, um den Weg zu bahnen, die andern halfen mir nivellieren und abstecken. Das Terrain ist nicht allzu günstig, doch sind die Baukosten verhältnismässig geringer als bei der Arth-Rigibahn, und da die Spurweite nur ein Meter ist, so wird dadurch das Tracé viel günstiger; man kann Kurven von kleinen Radien machen, was in solchen wilden Gebirgsgegenden sehr wichtig ist. Die Bahn führt mehrfach an Abgründen von 400 m Tiefe vorbei; die Aussicht an diesen Stellen übertrifft in manchen Beziehungen diejenige der Rigibahn. Die Vegetation trägt das ihrige dazu bei; die Gebüsche sind voll der herrlichsten Blüten und Blumen, die Luft ist mit Wohlgerüchen gesättigt, Vögel aller Art hausen in diesem wilden Paradies und beleben das Ganze. An riesigen Waldbäumen blickt das Auge mit Ehrfurcht empor, alle möglichen Arten von Farren, Bambus und Gräsern, Sandel-, Eben-, Teak- und Drachenbäume, Bananen, Brotfruchtbäume, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen geben uns im Verein mit andern europäischen und Kulturpflanzen einen Begriff von der Grossartigkeit der indischen Pflanzenwelt. Indigo, Baumwolle, Zucker, Reis und Gewürzpflanzen wachsen in der Ebene; die Kaffeepflanzungen fangen in der Höhe von 750 m, die Teepflanzungen erst weitere 300 m höher an: die herrlichste Natur, die es auf Erden geben kann.

Doch man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, wie

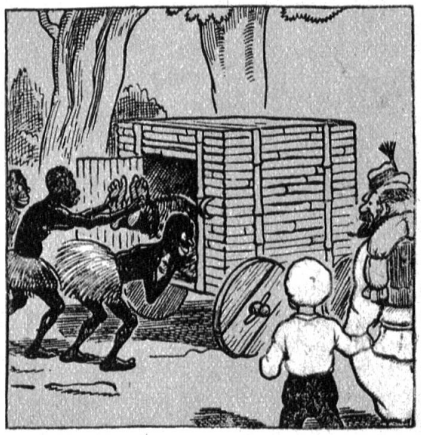
Kapitän Klackebusch auf der Löwenjagd

von G. Th. Rotman
11. Fortsetzung
(Nachdruck verboten)

67. «Das war eine böse Stunde!», sagte der Kapitän. «Aber wie kriegen wir den Affen mit?» — In diesem Augenblick wurde das Gesträuch auf die Seite geschoben, und zwei Neger zeigten sich. Sie suchten Kräuter für Utemetutti, ihren Häuptling, der solche schreckliche Zahnschmerzen hatte, und sie dachten: «Na, wenn diese Leute nur so im Handumdrehen mit Hokuspokus einen grossen Gorilla fangen können, werden sie sicherlich auch Zahnschmerzen zu heilen wissen!»

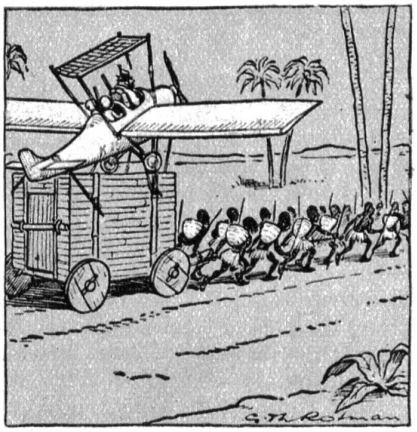
68. Sie bedeuteten darum dem Kapitän und den beiden Jungen, ihnen zu folgen. Bald kam man im Negerkral an, wo der beklagenswerte Utemetutti seine vielgeplagte Wange mit einer brennenden Fackel sengte, um darauf sein Haupt in eine Schale kalten Wassers unterzutauchen. Nach dem heftigen Gebrüll Seiner Durchlaucht zu beurteilen, hatte diese Genesungsmethode, wie gut sie auch gefunden war, wenig Erfolg.

69. «Ich werde ihn davon befreien, man kann ja nie wissen, wozu es noch gut ist!» sagte der Kapitän, und nach diesem Ausdruck uneigennütziger Nächstenliebe zog er eine Dose Zahnwehwatte hervor, stopfte eine der Watten mit der Spitze seines Taschenmessers in Utemetuttis kranken Zahn, liess ihn ein paar Aspirintabletten hinunterschlucken, und fort waren die Zahnschmerzen.



70. Diese menschenfreundliche Tat des Kapitäns hatte den beabsichtigten Erfolg: sie wurden wie Fürsten bewirtet und der ganze Negerstamm machte aus Bambus einen starken Käfig, mit Rädern versehen, für den Gorilla, der, noch immer an Händen und Füssen gebunden, hineingeschoben wurde. «Passt auf, ich habe eine Idee!» rief der Kapitän auf einmal aus.

71. «Wenn ich eine Schar dieser Neger mitbekommen kann», fuhr er fort, «werden wir mit dem Affenwagen quer durch ganz Afrika südwärts ziehen!» Sofort fing er an, mit seinem Freund Utemetutti zu unterhandeln, was nicht gerade flott verlief, da man sich nur mit allerlei Gebärden verständlich machen konnte.



72. Aber schliesslich waren sie doch einverstanden. Der Kapitän bekam zwanzig Neger, alle mit dem nötigen Proviant versehen. Die Flugmaschine wurde oben auf den Affenwagen gestellt und dort tüchtig festgebunden. Unsere drei Weltreisenden setzten sich ins Flugzeug, und während sich die Untertanen Utemututtis in Schweiss zogen, setzte der Zug sich in Bewegung.

Das braucht die Heimat:

wackere Buben, gesunde, geschickte Mädchen. Voraussetzung dazu ist freilich, dass ein geordnetes Elternhaus dem Kind vom ersten Lebenstag an alles für seine körperliche und seelische Entwicklung Notwendige geben kann. Das ist in sehr vielen Fällen nicht möglich, entweder weil Armut in der Familie herrscht, oder weil besondere Umstände (Krankheit, Arbeitslosigkeit, kriegsbedingte Schwierigkeiten, das Fehlen des Vaters oder der Mutter usw.) eine für gesundes Heranwachsen des Kindes ungünstige Situation schaffen. Auch Krankheit, Gebrechlichkeit oder grosse Schwäche des Kindes selber können der Grund sein, dass die Familie ihrer Aufgabe nicht allein gerecht zu werden vermag. In all diesen Fällen gewährleistet «Pro Juventute» die den Verhältnissen angepasste Hilfe. Natürlich sind die Anforderungen an ihre Hilfskraft durch Krieg und Teuerung ständig gewachsen. Deshalb hofft sie, dass die Bevölkerung ihr in dieser Zeit erst recht nicht Verständnis und Opferbereitschaft versagen werden. Geht es doch um die Kinder unserer Heimat!

Kauft Pro Juventute Marken
ab 1. Dezember an jeder Poststelle

das Sprichwort sagt, und unter der reizenden Blume lauert die giftige Schlange. Vor diesen schrecklichen Tieren grauste es mir in der Tat am meisten, deshalb mussten immer Eingeborene unmittelbar vor und hinter mir hergehen, um die Stellen zu säubern. Da wegen der fürchterlichen Hitze in Madras in allen Zimmern ein beständiger starker Durchzug eingerichtet ist, bekam ich sofort einen äusserst heftigen Katarrh und Husten, den aber die Schweissbäder auf meinen Gebirgswanderungen jetzt rasch vertrieben. Wenn mich meine Freunde da auf meinem Hengste hätten reiten sehen, mit Helm und Schleier und Umbrella bewaffnet, begleitet von zwei indischen Schnelläufern, so würden sie sich eines Lächelns über den seltsamen Aufzug des ehrbaren Niklaus Riggenbach nicht haben enthalten können.

Nach Beendigung meiner Arbeiten verfügte ich mich nach Ootacamand, wo inzwischen der Governor Herzog von Bukkingham zum Sommeraufenthalt eingetroffen war. Er prüfte meine Pläne, gab seine Zustimmung und versprach seine Beihilfe, bei welchem Anlass er mich auch zum Mittagessen einlud und mich dabei zwischen seine beiden Töchter, die Ladies of Greneville, plazierte. Ueberhaupt behandelte mich der Herzog, dessen Familie bekanntlich mit der Königin von England nahe verwandt ist, mit der äussersten Liebenswürdigkeit. Ebenso hatte ich an dem sehr zuvorkommenden und dienstfertigen Major Morant, meinem beigegebenen Begleiter, eine Stütze von unschätzbarem Werte, und es entwickelte sich zwischen uns ein sehr freundliches Verhältnis.

In bezug auf die Verteilung der irdischen Güter sind hier die Menschen schroff geschieden; entweder ist man *sehr reich oder sehr arm;* auf einen Reichen kommen vielleicht 800 bis 1000 Arme, die für den Reichen arbeiten müssen. In Indien ist alles teuer, mit Ausnahme der Handarbeiten und der Zigarren. Letztere rauchte ich in ganz vorzüglicher Qualität zu 4 Cts. das Stück, bei uns müsste man das Sechsfache dafür zahlen. Die Arbeiter, Coolies, erhalten monatlich 10—15 Fr. Manchem unserer Industriellen mag wohl das Herz rascher schlagen vor Sehnsucht nach solchen Löhnen. Die gewöhnliche Nahrung der Coolies ist Reis mit einer starken Sauce und Milch. Löffel und Gabel kennen sie nicht, alle essen aus einer Platte, und mit den Fingern scharrt jeder möglichst viel Reis zusammen und modelliert sich schleunigst einen faustgrossen Klumpen, den er dann gierig hinunterwürgt. In bezug auf die Kleider stürzen sie sich auch nicht in überflüssige Auslagen; ein Tuch um den Leib, um den Kopf ein zweites, dem sie eine schöne Turbanform zu geben wissen — das ist die ganze Toilette.

Das ärmste Wesen in Indien ist das Weib, das alle niedrigen und schweren Arbeiten verrichten muss. Dementsprechend ist auch sein geistiger und sittlicher Zustand. Eigentümlich ist das Benehmen einer Eingebornen dem Europäer gegenüber; nie spricht sie mit ihm, wenn ihr Mann von Hause abwesend ist, und wenn einer sich naht, so läuft sie davon. Ist der Mann aber zu Hause, so holt sie diesen sofort, damit er Rede und Antwort gebe. Es ist das die einzige Eigenschaft dieser armen Wesen, die auch dieser oder jener Dame bei uns zur Nachahmung anzuempfehlen wäre.

Die Hindus sind ein schöner Menschenschlag mit schlanker, geschmeidiger Statur und einer Hautfarbe, die vom gelblichen ins bräunliche und schwärzliche spielt. Sie sind äusserst genügsam und kennen wenig höhere geistige und materielle Bedürfnisse. Dementsprechend ist auch ihr allgemeiner Kulturzustand zu bemessen. Dies gilt natürlich nur von der Masse des Volkes und nicht von den höchsten Kasten, die sich ähnlicher Bildung und Lebenshaltung zu erfreuen haben wie unsere europäischen Reichen und Vornehmen.

Der grösste Teil der Einwohner bekennt sich zum Brahmanismus, etwa siebzig Millionen sind Mohammedaner, der Rest Buddhisten, Christen, Juden. Die Lebensweise der Mohammedaner unterscheidet sich nicht viel von derjenigen ihrer Glaubensgenossen, wie ich sie seitdem in Afrika zu beobachten Gelegenheit hatte. Ueberall treten sie feindselig gegenüber den Christen auf. Es ist ihnen gestattet, vier Frauen zu halten, sie begnügen sich aber in der Regel mit einer oder zwei, denn ein Harem ist sehr kostspielig. So leben ja auch die Türken, d. h. die grosse Masse des Volkes, tatsächlich in Monogamie, denn nur die Reichen können sich des gesetzlichen Rechtes der Vielweiberei bedienen. In Bombay lernte ich einen mohammedanischen, wohlhabenden Kaufmann kennen und verkehrte viel mit ihm. Als ich ihn ersuchte, mich seiner Frau vorzustellen, antwortete er mir, dass er das nicht dürfe, die Religion verbiete es ihm. Meine Frage, warum er bei seiner Wohlhabenheit nur eine Frau besitze, beantwortete er damit, dass er an einer vollkommen genug habe; ein Geständnis, das vielleicht mancher meiner christlichen Leser mit einem leisen Seufzer als ihm aus dem Herzen gesprochen erklären wird.

(Fortsetzung folgt)

H. Stadelmann, *der Goldschmied für jedermann*
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49